

Ran an die Kartoffeln?

Pastoraltheologische Optionen zum Umgang mit Milieumodellen

Bernhard Spielberg

Seit sieben Jahren geht es in kirchlichen Kreisen um die Kartoffeln. Während die einen die Vielfalt der Sorten bewundern und ihren jeweils typischen Geschmack genießen, experimentieren andere mit Rezepten und neuen Kreationen. Wieder anderen liegen Kartoffeln schwer im Magen – und sie betonen, dass die Kirche ja nicht von Kartoffeln allein lebe.

Seit gut sieben Jahren ist die so genannte Kartoffelgrafik, in der die Lebensweltforscher ihre Gesellschaftsanalysen grafisch abbilden, eine nicht unumstrittene, aber wirkmächtige Hintergrundfolie für Pastoralplaner, Seelsorger und Praktische Theologen. Bistümer berücksichtigen die Erkenntnisse der Institute Sinus und Delta bei der Erstellung ihrer Pastorkonzepte, Seelsorgerinnen und Seelsorger werden zu Milieu-Experten qualifiziert, die offenbarungstheologische Qualität der Milieus und ihre Bedeutung für eine missionarische Pastoral wird wissenschaftlich reflektiert.

Nach sieben Jahren lohnt es sich, auch einen Blick auf den Prozess selbst zu werfen: auf den Umgang mit den Milieumodellen in der kirchlichen Praxis. Das will dieser Beitrag tun. Im Folgenden werden vier Chancen und Versuche der Arbeit mit den Milieus benannt und davon ausgehend Optionen zum Umgang mit Milieumodellen getroffen. Im Hintergrund dieser Überlegungen stehen die Erfahrungen, die der Verfasser in den vergangenen Jahren im Zuge einer Vielzahl von Veranstaltungen bei Initiativen, in Verbänden, Pfarreien, Dekanaten und Diözesen gemacht hat. An diesen Orten erweist sich, ob die Milieuperspektive hilft, von einer verzagten „Noch-Ekklesiologie“ zu einer entdeckenden „Schon-Ekklesiologie“ zu kommen. Also Abschied zu nehmen von einer Haltung, die vor allem sieht, was vielleicht noch ein paar Jahre möglich ist – solange noch ein Kaplan und drei junge Familien da sind –, und eine Haltung zu entwickeln, die sehen hilft, wo Kirche schon wächst und wo Gott schon am Werk ist.

r. Selbstbestätigung oder Fremdvergewisserung

Die Chance: Die Arbeit mit Milieumodellen kann der Kirche und ihren Protagonistinnen und Protagonisten helfen, ihr Metabild zu klären. Das heißt, die Frage zu beantworten: Wie glaube ich, dass andere mich wahrnehmen? Darauf ist sie dringend angewiesen. Ganz besonders im Bereich der so genannten Territorialeseelsorge, also in den Pfarreien und bei denen, die in ihnen arbeiten. Das liegt daran, dass diese in den gegenwärtigen Veränderungsprozessen am stärksten mit den Fragen nach ihrer Identität konfrontiert werden.

Es kann eben passieren, dass die großartigen Selbstbeschreibungen der Kirche, die sie sich im Zweiten Vatikanum selbst ins Stammbuch schrieb, zu bloßen Floskeln verkommen, die man zwar wie Banner vor sich herträgt, die von Außenstehenden aber nicht zu dechiffrieren sind. Zur Selbstvergewisserung der Kirche nach innen (Wie sehen wir uns selbst?), die vor allem Lumen gentium leistet, und der Selbstvergewisserung nach außen (Wie sehen wir die anderen?), für die Gaudium et spes steht, muss deshalb immer wieder auch die „Fremdvergewisserung“ (Wie sehen uns die anderen?) treten. Erst diese drei bilden die Grundlage einer zeit- und evangeliumsgemäßen Ekklesiologie und -praxis. Anders gesagt: Eine Kirche, die sich mit Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit identifiziert, kann diesem Anspruch nur gerecht werden, wenn ihr eben diese Menschen das auch zutrauen. Die Konfrontation mit der Außenperspektive, die empirisch erhobene Daten, nicht zuletzt die Milieuperspektive, ermöglichen, ist für die Beantwortung dieser Frage unerlässlich.

Die Versuchung: Die Erhebung und Interpretation empirisch gewonnener Daten geschehen freilich nicht interessen- oder emotionslos. Sie sind geprägt durch unterschiedliche Wahrnehmungsprogramme. Diese entscheiden darüber, was überhaupt zur Kenntnis genommen und in welcher Weise es rezipiert wird. Die Pastoraltheologin Brigitte Fuchs identifiziert vier solcher Programme (vgl. Fuchs 2005, 167–235):

- Das Apokalypseprogramm: Man nimmt bevorzugt das wahr, was die Vermutung eines unaufhaltsamen Niedergangs der Kirchen bestätigt.
- Das Trauerprogramm: Man nimmt – mit einer gewissen Befriedigung – jene Informationen wahr, die die Aussichtslosigkeit allen pastoralen Tuns angesichts der gegenwärtigen Situation unterstreichen.
- Das Beschwichtigungsprogramm: Man stellt alarmierende Informationen als überzogen hin.

- Das Aufbruchsprogramm: Man nutzt die Daten, um den Aufbruch der Kirche zu dokumentieren, wenn auch noch keine Einigkeit über die Richtung des Aufbruchs besteht.

Die Option: Es ist ein Irrtum, dass es auf der einen Seite der kirchlichen Entwicklung ekklesiologisch reflektierte Konzepte und auf der anderen Seite soziologisch formatierte Strategien gäbe. Der Blick in die kirchliche Landschaft zeigt vielmehr: Es sind gerade diejenigen, die sich intensiv mit den sozialwissenschaftlichen Daten auseinandersetzen, die eine gute Theologie brauchen – und haben. Denn die Erkenntnisse sozialwissenschaftlicher Milieuforschung lassen nur diejenigen kalt, die in ihrer eigenen Theologie naiv oder hartgesotten sind. Alle anderen konfrontieren sie mit dem je eigenen Wahrnehmungsprogramm und provozieren eine doppelte theologische Positionsbestimmung: Zum einen gilt es, das eigene Verständnis von „Kirche“ zu benennen, zum anderen, das eigene Verhältnis zur Gegenwart zu klären.

Für die weitere Debatte ist dabei nicht entscheidend, dass alle die gleichen Antworten haben, sondern dass Raum bleibt für den Austausch über kontroverse Einschätzungen und die Debatte über bessere oder schlechtere Theolo-

gien. Milieustudien sind wie Landkarten. Sie helfen, die Umgebung wahrzunehmen, und sie helfen – sofern man die eigene Position kennt – Wege zu finden, um voranzukommen. Es ist wichtig, sich über das eigene Wahrnehmungsprogramm klar zu werden, um konstruktiv mit den Erkenntnissen arbeiten zu können. Auch wenn es – das sei persönlich angemerkt – durchaus gute Gründe gibt, als Christ Kulturoptimist zu sein. Schließlich ist das der Weg, den alle vier Konstitutionen des Konzils vorgespurt haben.

2. Kommunikation statt Definition

Die Chance: Einer der bedeutsamsten Effekte der pastoralsoziologischen Arbeit mit Milieus war nicht absehbar, als die erste Studie im Jahr 2006 auf den Markt kam. Neben der Schärfung des Blicks für ebenso wirkmächtige wie unsichtbare Ekelgrenzen, die gerade dort in Kirche und Gesellschaft markant werden, wo man sie ignoriert, führte die Beschäftigung mit den Milieus Menschen zusammen, die an unterschiedlichen Orten im deutschsprachigen Raum ähnliche Krisendiagnosen teilen und an der Bearbeitung ähnlicher pastoraler Herausforderungen arbeiten. Durch die Milieutheorie fanden Kirchenleute, etwa aus den Bereichen Pastoralplanung, Medien, Erwachsenenbildung und Einzelseelsorge, zu einer Sprache, mit der sie sich über die Grenzen des eigenen Feldes hinaus über gemeinsame Visionen und praktische Schritte verständigen konnten. Nicht zuletzt für die change agents der Kirche, die für die strategische Organisations- und Strukturentwicklung verantwortlich zeichnen, war und ist dieses institutionsinterne Pfingstereignis von hohem Wert. Recht einfach ließen sich im Rückgriff auf Milieulogiken Wahrnehmungen in Worte fassen und bearbeiten, die bisher nur diffus zu umschreiben waren – wie etwa eine dominant traditionelle Prägung einer Gemeinde, die sich hermetisch den Wünschen Neuzugezogener aus der bürgerlichen Mitte verschließt. Oder es ließen sich Spannungen zwischen einer bürgerlichen Gemeindereferentin, einem konservativen Pfarrer und einer postmateriellen Pastoralreferentin jenseits der ausschließenden Frage „Bist du eigentlich noch katholisch?“ als Konflikt um die ästhetisch-theologische Prägung betrachten. Die Milieu-Perspektive wirkte hier – und sie tut es noch immer – buchstäblich erhellend: Sie macht sichtbar und benennbar, was sich vorher nur unterschwellig abspielte.

Die Versuchung: Mit der Integration der Milieu-Perspektive in das pastorale Standardrepertoire der meisten deutschen Diözesen sind jedoch auch zwei Versuchungen verbunden. Die erste ist eine „Klerikalisierung 2.0“. Kleriker

waren früher zunächst einmal diejenigen, die des Lesens und Schreibens kundig waren. Ihnen stand damit eine Welt offen, die anderen verschlossen blieb. Ähnlich scharf wie die Trennung zwischen ihnen und den Analphabeten kann auch die Grenze zwischen den Milieu-Experten und denjenigen verlaufen, die von sozialen Milieus keine Ahnung haben. Während die einen über dreizehn Prozent Expeditiv fachsimpeln und beim Blick auf bunt gepunktete Straßenkarten vielsagend die Stirn runzeln, bleibt den anderen nur der Eindruck, hier mit ihrem Latein am Ende zu sein.

Die zweite Versuchung, die angesichts der beeindruckenden Überzeugungs-fähigkeit der ersten Studie zu religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus im Jahr 2006 festzustellen ist, ist die Versuchung zur Flucht in die Theorie. Wie kaum eine andere Studie machte die genannte Untersuchung plastisch deutlich, wo es im Kirchenbetrieb knirscht, und zeigte in den geschmähten Do's und Dont's sogar holzschnittartig Perspektiven für die Praxis auf. Das hat an manchen Stellen Früchte getragen. Dennoch macht es nachdenklich – und vielleicht ist an dieser Stelle unsere sprichwörtliche deutsche Gründlichkeit mit uns durchgegangen –, dass die Reaktion auf die Studie bei vielen Verantwortlichen gerade nicht lautete: Jetzt machen wir es anders. Sondern: Das ist so bedeutsam, dass wir noch eine weitere Studie brauchen. So ist seit 2006 eine Fülle an weiteren Analysen erschienen, etwa die Studien zu Lebenswelten von Migranten (2008), zu katholischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen (2007) und zu Jugendlichen (2012).

Die Option: So verständlich diese Entwicklung ist – und so unzweifelhaft bedeutsam die einzelnen Studien an sich sind: Vor Ort zählt letztlich nicht die Aktualität der Grafik, sondern das Experiment. Anders gesagt: Man kann sich für die eigene Pfarrei hochauflösende Geodaten bestellen, die die dominanten Milieus auf Haushaltsebene ausweisen. Sie ersetzen aber nicht die Begegnung mit denjenigen, die sich hinter den Punkten verbergen. Milieusensible Pastoral braucht Experimente und eine Haltung, die Erfolg und Scheitern als pastorale Hotspots zu würdigen versteht.

Mit der Milieuperspektive steht eine Brille zur Verfügung, die Wege sichtbar macht, die andere vielleicht gar nicht wahrnehmen. Den Weg gehen muss man dennoch selbst. Dafür braucht es Menschen, die als „Ekklesiopreneure“ (Florian Sobetzko) den Mut haben, einfach mal etwas auszuprobieren. Letztlich bringt auch das tiefste Wissen um die unterschiedlichen Lebens-

welten nichts, wenn man nicht wagt, Leute anzusprechen. Das können übrigens auch diejenigen, die sich nicht so genau mit dem Unterschied zwischen „Hedonisten“ und „Prekären“ auskennen.

3. Implementierung statt Spezialisierung

Die Chance: Die Milieuperspektive irritiert. Vor allem diejenigen, die gewohnt waren, bisher immer von „dem heutigen Menschen“, „den Jugendlichen“, „den Alten“ oder „den Frauen“ zu sprechen. Das ist nämlich angesichts der Komplexität, die allein die Kartoffelgrafik vor Augen stellt, nur noch schwer möglich. Vielmehr gilt ein paradox anmutendes Gesetz: Je klarer ein Angebot milieusensibel zugeschnitten ist, desto größer ist die Zahl derjenigen, die darauf aufmerksam werden. Umgekehrt gilt: Wer etwas „für alle“ macht, hat sich damit schon entschieden, wer ausgegrenzt werden soll. Und das sind nicht wenige.

Mit dem Bewusstsein für die Pluralität der Lebenswelten wurde an vielen Orten, insbesondere in den Pfarreien, unübersehbar, dass die herkömmliche Form einer Pastoral von der Stange an ihre Grenzen stößt – einfach weil sie mit den Lebensperspektiven eines Großteils der Leute nicht mehr vereinbar ist. Sehr konkret machen die Milieu-Studien deutlich, welche Dynamik sich hinter der abstrakten Rede von der Exkulturation verbirgt. Das Wort bezeichnet die immer stärkere Entfremdung der Mehrheit der Menschen in Deutschland – auch der Kirchenmitglieder – von den Ausdrucks-, Kommunikations- und Gemeinschaftsformen der Kirche. Das Problem ist dabei nicht allein, dass viele Menschen ihre Kirche nicht mehr als ihre Kirche wahrnehmen, sondern vor allem, dass die institutionalisierte Kirche für viele ihrer Mitglieder keinen kommunikativen Rahmen mehr bietet, um die eigenen Gottes- und Lebenserfahrungen, die für eine Kirche im Sinne des Konzils konstitutiv sind, miteinander zu teilen. Man kann auf Dauer nicht so weitermachen wie bisher.

Dass man genau das nicht kann, leuchtet auch aus ganz anderen Gründen ein. Parallel zur pastoralsoziologischen Krisendiagnose bedrängen nämlich auch die zu erwartenden Zahlen der (leitungsfähigen) Priester und die erwartbar sinkenden Kirchensteuereinnahmen die bisherige Struktur. Man könnte nun zu dem naheliegenden Schluss kommen, diese Situation als Gunst der Stunde zu betrachten: Die alte Struktur hält sich selbst nicht mehr – wir brauchen aber ohnehin eine neue, weil sie auch nicht mehr in der Lage ist, den Menschen den Halt zu geben, den sie von ihrer Kirche erwarten. In der Praxis zeigt sich aber genau an diesem Punkt:

Die Versuchung: Genaugenommen sind es mehrere Versuchungen, die auf unterschiedlichen Ebenen liegen. Die erste ist die der „Kontinuitätsfiktion“ (Rainer Bucher). Es ist die Vorstellung, es werde mit der Kirche so weitergehen wie bisher, wenn man so weitermacht wie bisher. Deshalb wird in die Aufrechterhaltung des strukturellen Status quo investiert – ohne Rücksicht auf die sich verändernden soziokulturellen Kontexte. Diese Strategie ignoriert jedoch die Differenz zwischen Anlässen und Ursachen der Krise und kommt daher über eine kurzfristige Symptombehandlung nicht hinaus.

Die zweite ist die Versuchung, neben der Pflicht zur Erhaltung der klassischen Territorialpastoral milieusensible Pastoral als Kür zu ermöglichen. Wer sich dafür engagieren möchte, kann das unter Beibehaltung der bisherigen Aufgaben tun. Diese Strategie fördert jedoch nicht nur die weitere Überlastung von Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die vielerorts ohnehin schon am Limit arbeiten. Sie macht milieusensible Pastoral auch zu einem Sonderbereich für ein paar unverbesserliche Paradiesvögel, die sich das noch nebenbei leisten können.

Die Option: Ein wesentlicher Grund dafür, dass die Milieu-Perspektive in der Theorie um ein Vielfaches schneller als die Milieupraxis zum Standard-repertoire der deutschsprachigen Pastoral wurde, ist die fehlende Implementierung der Perspektive in die Strukturprozesse vieler Bistümer. Wo es jedoch gelingt, die Sensibilität für die sozialräumliche Entwicklung – und dazu gehört auch die Milieuperspektive – als entscheidenden Faktor kirchlicher Organisations- und Strukturentwicklung ernst zu nehmen, dort wird es möglich, Formen von ihrer Funktion her zu entwickeln. Nicht umgekehrt.

4. Großes Kino statt kleiner Brötchen

Die Chance: Wer will, der kann. Milieusensibel zu arbeiten, ist angesichts der Fülle an Arbeitshilfen und Projektbeispielen nicht schwer. vielerorts sind in der Tat in den vergangenen Jahren beeindruckende Experimente gewagt und realisiert worden. Allerdings gehen die zentralen Impulse meist von begeisterten Einzeltätern von Ort aus. Dort entfalten sie auch ihr Potenzial. Eine Steuerung der Innovationsprozesse findet auf der diözesanen Leitungsebene nicht statt. Schlimm ist das nicht. Man kann daran sogar viel darüber lernen, wie die Kirche in Deutschland gerade tickt. Allerdings hat gerade diese Praxis im Blick auf die Erkenntnisse der Milieuforschung einen blinden Fleck:

Die Versuchung: So wichtig es ist, sich detailliert mit den kulturellen Besonderheiten der einzelnen Lebenswelten auseinanderzusetzen – mit dem Hemdenbügeln der Performer, mit dem Sonntagsbrunch der Bürgerlichen Mitte oder der Kletterkunst der Exeditiven: Es ist genauso wichtig, die Kartoffelgrafik als Ganze im Blick zu behalten. Schließlich spiegelt auch ihre Entwicklung selbst zentrale Erkenntnisse der Milieuforschung wider. Mit jedem Update der Milieulandschaft wird nämlich sichtbar, wie sich die Gesellschaft als Ganze bewegt. Wenn man so will, ist das Daumenkino der soziographischen Deutschlandkarten mit dem neuen Modell, das im Update der MDG vorliegt, wieder um eine Szene reicher geworden. Diese Szene zeigt die Spuren, die die Jahre 2001–2009 auf der gesellschaftlichen Makroebene hinterlassen haben. Schlagwortartig stehen für diesen Zeitraum Begriffe wie der 11. September und das Smartphone, der Afghanistan-Krieg und die Agenda 2010, Facebook und die Finanzkrise. Im Hintergrund stehen Dynamiken wie die Flexibilisierung von Arbeit und Privatleben, die Erosion klassischer Familienstrukturen, die Digitalisierung des Alltags und die wachsende Wohlstandspolarisierung oder die Angleichung von Sonn- und Werktagen.

Die Kartoffelgrafik dokumentiert hier eine längerfristige Verschiebung der Mentalitätsmuster – vom Solidaritätsprinzip zum Prinzip der Eigenverantwortung in allen Lebensbereichen. Und sie zeigt, wie in der Mitte die Abstiegsängste zunehmen und sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Dabei geht es nicht primär um die Einkommensverteilung, sondern um die Spaltung der Gesellschaft einerseits in diejenigen, die dazugehören und entscheiden, und andererseits diejenigen, die dazugehören wollen und über die entschieden wird. So eng die Lebenswelten grafisch beieinander liegen, so wirkmächtig sind die Demarkationslinien zwischen „oben“, „unten“ und der Mitte.

Die Option: Der Blick auf die Kartoffelgrafik als Ganze hilft zu vermeiden, das Land vor lauter Milieus nicht zu sehen. Was er offenbart, geht die Kirche unmittelbar an. Schließlich ist, um es in Anlehnung an Johann Baptist Metz zu formulieren, das Reich Gottes nicht indifferent gegenüber der Kartoffelgrafik. Dabei geht es nicht um Sozialromantik oder das gebetsmühlenartige Beklagen eines vermeintlich zunehmenden Egoismus. Aber es geht um die Frage, welche längerfristigen strategischen Optionen die katholische Kirche in Deutschland – in ökumenischer Verbundenheit – für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung trifft: Wie sollte denn vor dem Hintergrund der kirchlichen Soziallehre die Kartoffelgrafik in zehn und 20 Jahren aussehen? Und wo sind Interventionen nötig – in politischen Prozessen genauso wie in der Gestaltung der eigenen Dienstverhältnisse? Dass gerade unter den „Pre-

kären“ Beratungsangebote der Kirche weniger bekannt sind, macht nachdenklich. Ebenso wichtig wie die Beschäftigung mit dem Wandel im Wertesack der Deutschen auf der x-Achse des Milieumodells ist auch die Auseinandersetzung mit den Verschiebungen der sozialen Lage auf der y-Achse. Das renommierte Sozialwort der Kirchen ist bereits 16 Jahre alt. Es könnte ein Update gebrauchen.

Literatur:

Fuchs, Brigitte, Der Blick nach vorne. Pastoraltheologische Überlegungen zur zweiten Sonderfallstudie, in: Dies./Alfred Dubach, Ein neues Modell von Religion. Zweite Schweizer Sonderfallstudie – Herausforderung für die Kirchen, Zürich 2005.

Dr. Bernhard Spielberg ist Akademischer Rat am Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Universität Würzburg.